

ANDRÉ LOURENÇO

warte und |

warte |

Asche

ich bin aufgestanden, dachte an. ich dachte zuerst an dich, doch nein. ich dachte, nein. ich brauche Sonne. ich brauche wieder etwas Wärme – eine etwas andere, was ich normalerweise nicht, aber diesmal tu ich das.

ich setze mich auf den Boden hin, hier, bei der Heizung, nicht zu nah. lieber noch ein bisschen näher. nur anders, entfernter, mit Pulli, damit das Heisse mich nicht trifft. auch wenn mich mehr als diese Wärme trifft, waren es damals die Handschuhe meines Vaters, wenn er mich anfasste.

nur besorgte Hände durften mich damals berühren. die nackten Hände meiner Mutter und das Meer. oder die entfernte Berührung des Vaters und der bewölkte Himmel und ich, wie ich sie beide liebte.

wie ich sie auch verlor und beide noch sind es immer diese Erinnerungen, die unbestätigt bleiben – bis ich mich an sie erinnere. ich bestätige mich selbst in ihnen. ja, das war ich. nein, das bin ich nicht, das Meer, wie ich mich gerne sehe. und den Himmel sehe ich auch nicht von meinem Zimmer aus. ich weiss aber, es ist Nacht.

was auch immer ich in diesem Moment denke, das war ich mal und bin nicht mehr. das vergesse ich gerne. die Erinnerungen verirren sich und ich mich in ihnen, oder anders ausgedrückt.

vermisse ich wen? ich stehe wieder auf, ich merke, es ist Zeit. ich sollte los, ich sollte gehen. mehr vermischen als die beiden, wo ich jetzt in all den Jahren endlich aufgestanden bin – um mich wieder hinzusetzen.

ich kann nicht aufstehen. nein, falsch, ich kann, nur will ich nicht. ich will nicht aufstehen, muss nicht mehr. ich war viel mehr, als ich zu sein hatte. ich war zu viel und mehr zu sein hatte die blutte Brust des Vaters nicht.

wonach ich suchte, wusste ich, ich wusste, habe gewusst, dass ich nichts finde. aber gab mir Vater etwas von der braunen Haut, die ich vermisse. wieder etwas von dieser Wärme, Sonne über alle Sterne, Sonne hinter dem bewölkten Himmel.

im Baukasten meine Schildkröte, meine kleine, kleine Schildkröte und wie sie erschrak. es war die Feige. sie kam mir zunächst süß, dann süßer, langgestreckt und feurig süß und feucht vor. feucht der Nachgeschmack, die Erinnerung. nass die Augen, die anwesend waren.

daran erinnere ich mich nicht, wenn ich nicht darüber nachdenke, weshalb sie ergeht. Heimat, ich, die Sonne, *māe*.

der Schlag, ein Lärm, der mir fortan vertrauter wurde aus der Enge meines Zimmers, ohne Vater, Mutter, Vater, Mutter, ich und als die kleine Schildkröte aus meiner Erinnerung verschwand.

ich stehe auf. laufe hin zum hin in raus
auf die Strasse. zum Friedhof links und
rechts die kleineren Wege bis zur Bank.
dort setze ich mich wieder hin. dort setzt
das nass getaktete Plätschern des Re-
gens ein, zwei – vielleicht halten wir uns
drei zusammen warm.

zwischen beiden unter der Decke, die
Kronen und wie ich trocken bleibe. der
Abend ist morgen wäre Flut in dieser
Nacht diese Berührung, als ich noch da-
ran gedacht habe, die Lieblichkeit, der
Zaun, die eigenen Pflanzen, wieder, kühl.

ich bleibe sitzen stehen und starre in das
Dunkle dieser Nächtlichen in die Szene –
Mutter, Vater – an einem sonnigen Tag am
Meer.

mein Vater versteckte seine Hände,
wenn er sich mir zuwandte. er duckte
sich auf meine Höhe, um mir ins Gesicht
zu spucken. für den Fall, ich hätte ihn
missverstanden.

meine Mutter hielt mich an den Schul-
tern, drehte mich, weg von ihrer bluten-
den Nase, hin zum sauberen Spiegel. wir
waren eine Familie.

sie lächelten beide, damals, waren es
noch gesonnte, lange kindheitliche Tage,
die zu einer einzigen Erinnerung gefaltet,
griffbereit, womit sich Mutter ihre Nase
putzte.

der Tag, an dem ich geboren wurde der
Tag, an dem sie diese Linie zwischen uns
erzogen. zwischen Himmel und Erde die
Entfernung zwischen mir und den Ge-
wässern, mir und diesen Nebeln, Sonne.

ich bin verschwunden mit der Nacht auf Wegen und Gassen im Schatten. ich bin unterwegs zurück oder auch nicht. wo war Zuhause?

der geradeste Weg führte irgendwann zu Mutter. Vater nahm mich mit auf Umwegen zur Entdeckung aller Zuhause, aller Mütter und Tanten und Onkel und Väter, und Brüder und Schwestern, die mir plötzlich näherstanden. ich ging einmal mit, um nie wieder gewarnt zu werden, dass nur meine Mutter fehlte.

meine Mutter warnte mich, ich solle aufpassen, mich achten, nicht bewegen, bis sie wiederkam. ich blieb stets stehen, bis sie wieder länger brauchte, keine Eile, lernte ich die Stille sein. ich lernte ruhig zu folgen.

weshalb ich wieder daran denke, wieder, ich denke wieder daran und bleibe stehen. Vater bleibt dort immer hängen. und Mutter trifft mich immer wieder. Vater ist zurückgeblieben – und Mutter würde mich betreffen.

es ist nicht die Handlung, die mich beschäftigt. ich kann mir nur zu gut vorstellen, was ich nicht lernen kann. ich kann vergessen, darüber leiden und schweigen. und weil ich darüber hinaus eine Stimme habe, wenn ich mich verkörpert zeigen muss, äussern sich die Sorgen gegen aussen – sofern du anwesend bist.

irgendwann vergeht auch ein unglückliches Leben, wenn das Leben so oder so verstanden werden kann. und so, wie ich das sehe, ist kein Abschied relevant, den es nicht gibt, auch wenn mich Mutter immer zu besänftigen versucht hat.

der Schluck Wasser nach den Tränen und wie das Wasser nur noch nachgesalzen werden soll und wieder runtertropft zur Lippe, bleich. zum Kinn, zum Schluck, zur Träne, zurück, in die Nacht, irgendwann – ist bald.

es ist vielleicht die Nacht und nicht der Tag. vielleicht der Mond und nicht die Sonne. auch jetzt gerade in der Brust, diese Erlaubnis, dieser Druck – und diese aschige Wärme.

ich habe nicht daran gedacht, mit dir zu teilen. wie die Nacht den Tag ersetzt, der Schmerz die Trauer, in der Stille, wächst. ob ich davon betroffen bin?

ich nehme die nächste links über die Strasse auf die andere Seite der Stadt. bis ich sie verliess, hatte Mutter mich aus der Nacht getragen in den Morgen – wenn die Sonne sich woanders hinlegte. sie begrüßte mich, den guten Morgen wünschten wir uns nicht. ich war, wenn sie das von mir wollte – ich, das Licht, die Sonne.

ich war die grosse Liebe, Hoffnung in ihren Augen. irgendwann schon kurz bevor war Vater nicht mehr da, als Mutter alles wurde. wir waren zu zweit, bis ich dann einsam, eisern diese Beziehung, stark die Zuversicht, die nur wer wachsen konnte.

ich war der Glanz, der kleine Prinz, der Sohn dieses Verräters. der neue Vater kannte alle Wege, stets die guten von den bösen. denn sein ist – denn sein war – das Reich, im Haus, der Herr, der Mann – und Mutter sein.

die Sonne. mein Himmel. der Tag, das Licht. der bäumliche Schimmer, der flüssige Wind an diesem Morgen, anwachsend, kalt. diese Erinnerungen wärmen diese schwache, dieser kämmt mir meine Haare, dieser kalte, kalte Wind.

ich wusste nicht, wie ich dich anders hätte ansprechen sollen. ich habe getan, was ich getan habe, damals auch noch mehr, als ich gewollt hätte mich Mutter nicht beschützt. ich hätte nicht die Aussicht auf den Morgen, wie ich sie jetzt, die Wolken, Sonne, warum ziehst du nicht vorüber?

hin, und her, der Ruf, die Glocken. ich habe sie verlassen und sie hatte mich beschützt. und sie und ich, allein, weil ich es wollte. allein, weil sie mich liebte. allein, wie ich nichts anders würde, ich nicht anders will. allein diese Entscheidung, irgendwann, ein Weg, aus allen, genannten, erwählten – konnte es nie anders sein. mein Weg, der Weg, dorthin – zum *pôr do sol*.

wenn das Ende nur ein Ende ist, der Tod ein Schluss. ich kauerte vor diesem Eingang, wie auch bei der Geburt. ich war nicht bereit, nicht gewillt, kaum in der Lage wirklich. ich war bloss da – und bin es wieder, mittendrin.

der Vater war mir Vater, männlich, fremd bis auf den Körper. auf die Haut die Zugehörigkeit, die nie mehr da war. ich war nicht braun, nun bin ich es.

die Mutter stand vor mir, bis ich gestanden bin von oben herab auf sie gleich nach den Stufen. vor ihr, nach ihr, mit ihr habe ich die Schwellen überwunden. ich habe gelacht.

der Moment des Eintretens an einem Augenblick. dieser Turm an jedem Eingang, diese zweite Tür und dieses Gehen. dieser Gang, diese Entfernung und die bema-
malenen Sterne am Horizont.

im Vertrauen hatte sich Mutter von mir verabschiedet. der Mut zu sein, der lückenlose Zwang für ein Leben, im Wunsch, in der Wärme, die Glut, die Liebe, die stechende Hitze zu sterben.

manchmal denke ich nicht daran, ich gehe. ich gehe einfach, hin, im Stand, schlendern die Gedanken mit. dorthin die Nacht am Abend, wenn die Glut langsam erlischt. dort warte ich.

eine Erinnerung des Staunens, unverhofft, weil sich Mutter entschuldigte. in Gedanken diese Zagheit im Verlangen auch die Liebe zu erwidern – wenn sie wieder zurückkehrt.

warte und

warte

Asche

Orgeln tönen

Luft hält

Atem

wieder tönen

Orgeln

ernst

warte

starre

Asche

an

die

Orgeln stummen

Asche gleitet

landet

Asche liegt

still die

Asche

fliegt

Asche

Asch

sch